

DIMITRI VERHULST



ROMAN LUCHTERHAND

**DER BIBLIOTHEKAR,
DER LIEBER DEMENT
WAR ALS ZU HAUSE
BEI SEINER FRAU**

Leberflecken, oft im khakifarbenen Armeepyjama in seinem Rollstuhl sitzend. (Gern würde ich ihm den Spitznamen »Lagerkommandant Alzheimer« verpassen, doch da ich außer mir so gut wie keinen Gesprächspartner mehr habe, ist so ein Deckname irgendwie witzlos.) Respekt hat de Bodt nur vor unserem Direktor, einem »Pflegermanager«, wie das im Neusprech der Branche so wundervoll heißt, den er stets mit gestrecktem rechtem Arm und, wenn sein Gebiss ordentlich sitzt, einem markigen »Heil!« begrüßt.

Nur selten ist es ein Geschenk, die Jugend ein zweites Mal erleben zu müssen.

Und wer als verwirrter Siebziger nicht zu den Pechvögeln gezählt wird, dem wirft man vor, seinen prekären Zustand verdient zu haben. Man wird verdächtigt, im Leben zu

wenig Fischöl zu sich genommen zu haben und zu wenig Nüsse. Soaps zog man Büchern mit komplizierten Plots vor, trank mehr Alkohol, als den Hirnzellen zuträglich sein konnte, war sich für Kreuzworträtsel zu schade und las nie eine fremdsprachige Zeitung. Man hat sein Hirn selbst faul und müde gemacht, der Mühe, sich immer wieder technischen Neuerungen zu stellen, wollte man sich nicht unterziehen. Dass man dement wurde, hat man sich mit anderen Worten selbst zuzuschreiben! So schauen manche einen an.

So schaut meine Frau mich an. Wenn sie mich besucht – was, Gott sei Dank, immer seltener vorkommt.

Es ist mein erster Geburtstag hier in der Anstalt, und er gefällt mir. Hipp, hipp, hurra! Zugegeben, um Kosten und Aufwand zu

sparen, muss ich meine Feier mit den anderen teilen, die in den vergangenen zwei Wochen Wiegenfest hatten. Meist gibt es zwei bis drei dieser Glückspilze, und wenn sich ein Hundertjähriger darunter befindet und es somit wahrscheinlich ist, dass die Lokalpresse über das Jubiläum berichtet und einen Fotografen schickt, schlägt auch der Bürgermeister hier auf. Er hält eine kurze Rede (immer dieselbe, doch bei einem Publikum von Demenzkranken ist das kein Problem), schenkt dem Jubilar im Namen des gesamten Gemeinderats eine Topfpflanze, wünscht ihm noch viele, viele glückliche Jahre, verputzt eilig ein Törtchen, drückt allen potentiellen Wählern die Hand und verschwindet. Achtundneunzigjährige zum Beispiel interessieren den Chef der Gemeinde (einen Christdemokraten, aber das

spielt, glaube ich, in diesem Zusammenhang keine Rolle) schon ein gutes Stück weniger. Und die Feier eines Vierundsiebzigsten ist ihm natürlich erst recht schnuppe. Eine bessere Gelegenheit bietet sich ihm, wenn neugeborene Urenkel die lokale Fotomeute in unsere Einrichtung locken. Welch rührendes Bild: ein bebender Sack Knochentier alias Urgroßvater mit seinem frisch geworfenen Spross in dritter Generation auf dem Schoß.

Heute befinden sich, der Herr sei gepriesen, keine Hundertjährigen unter den zu feiernden Senioren. Anders gesagt, der Bürgermeister kann sich nützlicheren Dingen zuwenden. Mir ist es nur recht. So wie er mich manchmal anstarrt, habe ich den Eindruck, dass er als Einziger mein Spiel durchschaut, als Einziger weiß, dass ich noch

alle Tassen im Schrank habe und allen anderen was vormache. Ein Gefühl ist es, mehr nicht. Rein intuitiv.

Die mollige Sonja: »So, Désiré, jetzt strahlst du wieder wie neu! Auf in den Speisesaal!«

94 Dezibel.

Mit einem bevormundenden »Und wenn wir die Geburtstagskinder heute einmal alle nebeneinandersetzen?« werde ich im Rollstuhl genau an die Stelle verfrachtet, wo bis vor kurzem Rosa Rozendaal saß. Die wenigen Haare, die sie noch hatte, standen in alle Richtungen. Wie ein Boxer den Mundschutz schob sie sich ihre Scheibe Brot in den Mund und redete mit sich selbst.

Am ehemaligen Platz Rosas also ich und neben mir Lagerkommandant Alzheimer. Der Kommandant hat den Angriff auf sein